

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 36 (1946)

Heft: 26

Artikel: Das Hauptquartier eines verhinderten Weltoberers

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geworden, das Unrecht grösser, das Verantwortungsgefühl des Einzelnen kleiner. Und wir Schweizer gehen vor lauter Feste feiern und Reden am eigentlichen Sinn und Geist unserer wahren Schweizerart vorbei. Man lässt dem kleinen Mann sein Bier und seinen Schnaps, damit er zufrieden seine Arbeitslosenunterstützung zieht und sich wenigstens am Wirtshaustisch wichtig und gross vorkommen kann. Was unterdessen zuhause verdirbt, damit hat sich dann der Armenpfleger, der Eherichter und die Vormundschaftsbehörde auseinanderzusetzen. Die Jungen haben keine Achtung mehr vor den Alten, und weil sie noch nicht recht wissen, wo hinaus der Weg ins Freie geht, verscheien sie sich dem Sport, tanzen Rumba und singen Chansons, wie: „Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätte...“

Mit der Ehe wird Missbrauch getrieben, man „heiratet“ – oder auch nicht.“

Frau Hanna nickte zu jedem Wort. Auch sie hatte einen grauen Scheitel bekommen und es war auffallend, wie sehr sie im Ausdruck ihrer Augen und ihres Miene spiels ihrem Manne glich.

„Und man hofft doch immer wieder auf seine Kinder“, sagte sie getrost. „Was stark und gut und gesund an ihnen ist, wird sich auch in Zeiten scheinbaren Niederganges durchsetzen. Darauf bau ich.“

Die Hände der beiden Eheleute fanden sich zu einem festen Druck. Christine schaute in ihre leeren Hände – Johannes war bei einem Kameraden – so hatte er ihr gesagt.

*

Christines Wunsch ging in Erfüllung: sie hatte an vier Nachmittagen der Woche in der städtischen Haushaltungsschule einen Kochkurs zu leiten. Auch das Zimmer konnte sie einem jungen Radiotechniker vermieten, der in Altenheim tätig war.

So liess sich alles nach Wochen des Sorgens über Erwartungen gut an und Christine schaute wieder mit zuversichtlichen Augen in die Welt.

Nur noch einmal wurde zwischen Christine und Johannes von Georg Fehlmann gesprochen. Johannes kam eines Tages in grosser Erregung aus der Schule und sagte gehässig:

„Ich hab ihn gesehen.“

„Wen hast du gesehen?“

„Deinen Armenpfleger.“

Christine sah ihn traurig an: „Ich verbiete es dir, Johannes, in einem solchen Ton von Herrn Fehlmann und von mir zu reden. Er ist ein seelenguter Mensch, der alle Achtung verdient – und am meisten von dir. Er hat reichlich mitgeholfen, deine Kinderzeit schön zu machen.“

„Weil er dich haben wollte! Ich hasse ihn.“

Christine fing einen Blick auf, der sie erschrecken liess. Doch schon im näch-

sten Augenblick zeigte Johannes wieder sein schönes, lächelndes Gesicht und sie fragte sich, ob sie vorhin richtig gesehen hatte.

Johannes bekam Nachhilfestunden in Algebra und Latein. Die Stunde kostete vier Franken, was wöchentlich und monatlich für Christine eine grosse Ausgabe war. Doch sie bewies auch in diesem Falle, dass Mühen und Widerstand sie nur zäher und entschlossener machten. Johannes sollte sein Ziel erreichen, die Mittel würde sie schaffen – auch um den Preis der Selbstaufgabe.

Die Unterrichtsstunden an der Kochschule machten ihr Freude. Sie brachten Abwechslung in ihre Tage, und die Abhängigkeit der jungen Töchter tat ihr wohl. Schon zweimal hatte sie beim Heimgehen Georg Fehlmann getroffen. Sie glaubte zu wissen, dass diese Begegnung nicht von ungefähr geschah.

Wie geht es Ihnen und Johannes?“ war seine erste Frage gewesen. Dann redeten sie ein paar Worte über alltägliches Geschehen, doch seine Augen sagten mehr. Sie baten, nicht zu vergessen,

dass ein Freund in aller Selbstverständlichkeit und Stille wartete.

Diese Gewissheit gab Christine Ruhe und Zuversicht ins Herz. Sie fühlte sich gestärkt und gehalten – und diesen Trost behielt sie ganz für sich allein.

Johannes hatte sich mit dem neuen Haugenossen, dem Radiotechniker Jakob Müller, angefreundet. Ein Radio allerneuesten Modells fand im Wohnzimmer seinen Platz. Jakob Müller hatte darum gebeten: „Was braucht ich den Kasten für mich allein, wenn er doch auch Johannes Freude macht.“

Und so sassen denn die beiden fast an jedem Abend vor dem Apparat und gingen bei der halben Welt auf Besuch, um gewöhnlich bei einem Jazz-Orchester in Paris zu landen.

Dann war aber auch der Moment gekommen, wo Christine litt, mehr litt, als sie zu sagen vermochte. Der unnatürliche, abgehackte Rhythmus dieser wilden Raserei bereitete ihr körperlichen Schmerz.

„Ich bitte dich, Johannes“, war ihr erster schwacher Versuch gewesen, dem Unheil zu wehren. Doch der Bob schaute sie mit glänzenden Augen an:

„Nur noch diesen einen Tanz! Hör doch, es ist grossartig, herrlich dieses Saxophon.“

„Ich finde es entsetzlich, es bereitet mir geradezu Pein, es geht wider meine Natur.“

„Gut – wenn du meinst.“

Zögernd drehte Johannes den Knopf: „Findest du vielleicht die langweiligen Jodler und Handorgeler besser oder diese Kammermusik oder diesen Schwanengesang...?“

Er drehte und drehte, bis er wieder beim Jazz angekommen war, und hier

blieb er, bis es Zeit zum Schlafen geworden.

Christine hätte ja der Sache mit einem energischen Verbot ein Ende machen können. Doch sie tat es nicht, ganz einfach aus der Unfähigkeit heraus, ihrem Sohne zu widerstehen.

Dieser Radiokrieg zwischen Mutter und Sohn wiederholte sich regelmässig. Jakob Müller schaute jeweils lachend von einem zum andern und liess geschehen, was Johannes haben wollte. Es schien überhaupt niemand zu geben, der nicht Johannes Partei ergriff. Seine Schönheit und sein Charme öffneten ihm Türen und Herzen, man verzichth ihm Entgleisungen, die an andern gerügt worden wären. Wenn er mit einem „Spick“ seine Latein-Aufgabe zur Zufriedenheit des Lehrers gelöst hatte, so fanden die Kameraden die Sache „gerissen“, wogegen man bei einem andern so etwas nicht geduldet hätte.

(Fortsetzung folgt)

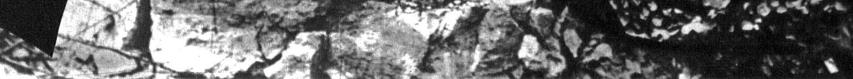
1 Zugang zum Führerhauptquartier im Gebiete von Olsztyn, das durch 80 000 Minen gesichert gewesen war. Selbst heute sind noch nicht alle Minen unschädlich gemacht



2 Alle Zugänge zum Führerhauptquartier waren auf raffinierte Weise durch Kunst. Blätterüberdachungen getarnt. Hier eine Zufahrtsstraße, die von oben vollkommen unsichtbar blieb



3 Der gesprengte, dreistöckige Befehlshunker Hitler-BU 20 trug die Bezeichnung am 20. Juli 1944 die Mine, welche Hitler und seine Truppen hätte umbringen sollen. Durch den Obersten von Stauffenberg zur Explosion gebracht werden sollen. Da an jenem Tag die Lagebesprechung zufälligerweise in einem Holzgebäude abgehalten wurde, entging Hitler dem sicheren Tod

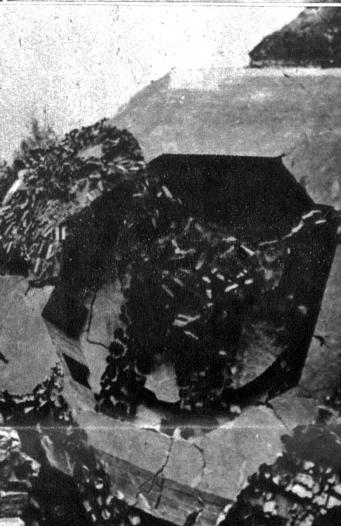


Das Hauptquartier eines verhinderten Welteroberers

aus, Offiziere waren unerwünscht. „Das Führerhauptquartier war eine Hölle.“

Aber in dieser Hölle hatte sich Hitler sicher gefühlt. Wo befand sich das Führerhauptquartier, wie war es gesichert, warum wurde es nie aus der Luft angegriffen? – das sind einige Fragen, die sich stets aufdrängt hatten.

Anlässlich der russisch-polnischen Offensive wurde 81 Kilometer nordöstlich von Görlitz bei Olsztyn, zwischen Seen, in Waldern versteckt, ein Komplex von 30 riesigen, ungeheuer massiven Bunkern, die sich auf fünf Quadratkilometer verteilen, entdeckt: das Führerhauptquartier. Einer der Bunker, der die Bezeichnung BU 20 trug und vier Meter dicke Wände aufwies, diente Hitler als persönlicher Unterschlupf, in dem am 20. Juli 1944 das Attentat hätte stattfinden sollen. Der Bunker Hitlers war, wie alle andern, mit elektrischem Licht, fliessendem Wasser, Telefon und Radio ausgestattet. Außerdem führte ein Bahngleise in seine unmittelbare



Nähe, so dass der Führer mit seinem Salonwagen direkt zu seinem Befehlstand hatte fahren können. Das ganze weite Gebiet war zur Sperrzone erklärt worden und raffiniert getarnt, so dass es während des Krieges nie von Fliegern entdeckt worden war. Das Hauptquartier war durch einen acht Kilometer langen Minengürtel, durch 80 000 Minen gesichert. Die Minenfelder waren mit einem Stacheldrahtverhau verbunden und jede Berührung des Drahtes hatte eine Minenexplosion zur Folge, die wiederum durch Signallampen der Lagerwache alarmiert. Ausser dem Stab der engsten militärischen und politischen Mitarbeiter war im Hauptquartier ein Schutzregiment stationiert, welches ziemlich streng ausgewechselt wurde. Alle Offiziere und Besucher, die zu Hitler zum Vortrag befohlen wurden, wurden nach Waffen durchsucht.

Das Führerhauptquartier war bald nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 durch die Organisation Todt erstellt worden. In jedem Bunker befand sich eine Kammer mit vier Tonnen Explosivstoff, die genügt hätten, bei einer Flucht die ganze Anlage in die Luft zu sprengen.